

2. Trauerarbeit

Wenn ein Mensch nach langer Krankheit verstirbt, nimmt man noch zu seinen Lebzeiten Abschied. In der Regel finden sich die Angehörigen in einem familiären und freundschaftlichen Netzwerk von Beziehungen, über das sie Anteilnahme erleben. Beim Tod einer Gemeinde gibt es Überschneidungen, wie wir unten noch lesen werden. Aber es überwiegen die Unterschiede. Zum einen, wie schon gesagt, dass der Tod einer Gemeinde keinem natürlichen Zyklus unterliegt. Zum anderen führt der Tod eines Menschen dazu, Beziehungsverhältnisse zu klären und jedem, der Anteil nimmt, eine Rolle zuzuweisen. Da gibt es den Verstorbenen und dessen nächste Angehörige, die Leidtragenden. Es gibt die Mittrauernden aus dem Freundes- und Familienkreis und die Fernstehenden, Nachbarn oder Kollegen, die zwar Mitgefühl zeigen, aber nicht in derselben Weise betroffen sind, wie die Leidtragenden und Mittrauernden. Diese Eindeutigkeit fehlt im Falle eines Gemeindetodes, die Rollen sind nicht so exakt verteilt. Wer bin ich in dieser Situation? Ein Leidtragender oder nur ein Trauergast? Bin ich vielleicht sogar irgendwie beteiligt am Sterben meiner Gemeinde?

Was indes den Umgang mit der Trauer betrifft, greift man in der Regel in beiden Fällen auf dasselbe Verhaltens-Repertoire zurück: Trauer kann sich in Schwermut und Resignation zeigen oder als Wut, Empörung und Schuldzuweisung äußern. Trauer kann in Lethargie führen oder in jenen merkwürdig unpassend wirkenden Pragmatismus, der rät, dass man nach vorne schauen muss, weil das Leben doch irgendwie weitergeht.

All diese Reaktionen tragen einen gewissen Anteil von Abwehr in sich: Wut und Schuldzuweisung zeigen, wie wenig einverstanden man mit der Tragödie ist und dass man ihr Widerstand leistet. Depression, Resignation und Lethargie sind ebenfalls Ausdruck des Nicht-Wahrhabenwollens, doch vor allem der Überforderung. Am offensichtlichsten wird die Abwehr bei denjenigen sichtbar, die darauf aufmerksam machen, dass das Leben denn doch weitergeht. Sie versuchen, indem sie den Blick *nach vorne* richten, sich möglichst schnell von dem erschütternden Ereignis fortzubewegen. Es ist also

eine Fluchtbewegung, verdeckt unter scheinbarer Entschlossenheit und Tatkraft.

Für sich genommen ist Abwehr zunächst nicht falsch. Zu erleben, dass die eigene Gemeinde stirbt, ist schlimm, und es ist nicht verwunderlich, dass man sich dem entziehen will.

Sehr häufig wird Scheitern und Tod der Gemeinde als ein spirituelles Versagen gedeutet. Man findet Hinweise auf geistlichen Ungehorsam. Oder erkennt, dass die Gemeinde aus ihrer ursprünglichen Berufung gefallen ist oder keine Vision mehr gehabt habe. An diesen Deutungen mag etwas dran sein. Allerdings müssen sie über die Ebene von Vermutungen hinaus gebracht und geprüft werden; es gibt eine Gefahr, es bei vordergründigen Deutungen zu belassen, damit man sich nicht weiter mit dem, was geschehen ist, auseinandersetzen muss. Was ist mit geistlichem Ungehorsam gemeint? Wie war die Gemeinde beschaffen, als sie noch in ihrer Berufung¹ stand bzw. eine Perspektive hatte?

1 Kanwischer/ Spincke sehen hier einen wesentlichen Grund für den Niedergang von Gemeinden: „Das Sterben einer Gemeinde beginnt häufig auf dem Höhepunkt einer Gemeindeentwicklung, wenn nämlich die Vision für den eigentlichen Auftrag der Gemeinde verloren geht und deswegen die Identifikationen der Mitglieder und Freunde mit der Gemeinde nachlässt.“ B. Kanwischer, B. Spincke, a.a.O., 19.